

Format de citation

Schmieder, Felicitas: Rezension über: Ludger Grenzmann / Thomas Haye / Nikolaus Henkel / Thomas Kaufmann (eds.), Wechselseitige Wahrnehmung der Religionen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. 2: Kulturelle Konkretionen, Berlin: De Gruyter, 2012, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 42 (2015), 1, S. 79-81, DOI: 10.15463/rec.1189741630



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Dennoch hätte man sich manchmal schärfere Konturen und mehr Mut zu „großen Fragen“ gewünscht. Angesichts der Vielzahl von Einzelfällen ist die bewusste Schwerpunktsetzung bei der Anpassung und oft eher punktuellen Wandlung bestehender, weitgehend verbindlicher Symbolsysteme an Krisenphänomene zwar einleuchtend. Überlegungen zu den Kennzeichen langfristiger „epochaler“ Wandlungen solcher Ordnungen oder vormodernen Vorläufern von expliziten symbolischen Traditionsbrüchen, wie sie Lynn Hunt für die Französische Revolution beschrieben hat, hätten dem Band aber ein noch eigenständigeres Profil verleihen können. Insgesamt gelingt es hier jedoch, in beeindruckender epochenübergreifender und interdisziplinärer Breite eine spannende Thematik auszuloten.

Tilman Haug, Münster

Grenzmann, Ludger / Thomas Hays / Nikolaus Henkel / Thomas Kaufmann (Hrsg.), *Wechselseitige Wahrnehmung der Religionen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit*, Bd. 2: Kulturelle Konkretionen (Literatur, Mythographie, Wissenschaft und Kunst) (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge, 4), Berlin / Boston 2012, de Gruyter, VI u. 319 S. / Abb., € 89,95.

Unter dem relativ allgemeinen Titel verbergen sich in neun Beiträgen die Erträge von zwei thematisch unterschiedlichen Tagungen, deren Beiträge je thematisch eng ineinander greifen. Der erste Teil wird ausschließlich von Philologen und hier überwiegend von Latinisten bestritten, der zweite vereint Aufsätze aus Kunstgeschichte, Geschichte und (evangelischer) Theologie; die islamwissenschaftlichen Beiträge sind leider ausgefallen. Nach einem vorgeschalteten Beitrag zum Toleranzbegriff beschäftigen sich fünf Beiträge mit der spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Rezeption antiker Religion, die als am wenigsten geschätzter und am stärksten unter der Notwendigkeit von Umdeutungen stehender Bereich eingebettet ist in die Rezeption der immer hochgeschätzten Antike, denn „Toleranz“ der heidnischen Antike gegenüber war, mit wechselnden Legitimationen, das gesamte Mittelalter hindurch gegeben. Die Muslime hingegen, das Gegenüber des zweiten Teils, waren kein vergangenes Erbe, sondern galten als Feinde, als Häretiker, als unbelehrbare Ungläubige, in ihren religiösen Auffassungen oft gefährlich, weil verführerisch nah am Christentum; zudem waren sie auch machtpolitisch eine Gefahr. – Zunächst also widmet sich Walther Ludwig („Humanistische Erforschung und Anerkennung nicht-christlicher Kultur und Religion – Schritte auf dem Weg zur Toleranz?“) der Bedeutungsentwicklung des Toleranzbegriffs (anhand von Desiderius Erasmus [† 1536], Thomas Morus [† 1535], Justus Lipsius [† 1606], Jean LeClerc/Clericus [† 1736], Robert Jenkin [† 1727] und Lodovico Antonio Muratori [† 1750]), der von augustinischer antihäretischer Semantik und daher im frühneuzeitlichen Diskurs zentral von der Widerlegung Augustins bestimmt gewesen sei. Die teleologisch gefärbte Titelfrage schlägt im Beitrag oft auf die Argumentation durch, die von dem Wissen, wie humanistisch gut und richtig gedacht und vor allem wie die Realität hätte betrachtet werden sollen, bestimmt ist. – Die Betrachtungen konkreter Auseinandersetzungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Autoren mit antiker Religion folgen. Dorothee Gall („Zur Rezeption der paganen Götter bei Boccaccio und Ficino“) verfolgt Boccaccios explizite und systematische Auseinandersetzung mit der poetischen Götterdarstellung in der „Genealogia Deorum gentium“: Boccaccio zielte direkt auf den Kern des Pagan-Religiösen, hielt apologetisch und hermeneutisch geübt in der hermeneutischen Kunst des mehrfachen Schriftsinns (ohne christologische oder eschatologische Allegorese) den Eigenwert der Antike gegen Anfeindungen hoch und schälte zugleich eine verborgene christliche Wahrheit sowie eine Theorie des Ursprungs des Polytheismus im prioritären Monotheismus heraus.

Bodo Guthmüller („Zur religiösen Polemik gegen das Studium der antiken Dichter in Italien um 1400“) greift den Ball anhand einer anderen Quellensorte auf: der Debatten über den Wert der *studia humaniora* vornehmlich zwischen dem Dominikaner Giovanni Dominici und Coluccio Salutati in Florenz 1405 auf (Götterstudium nicht *propter Deum* gegen überflüssige Polemik gegen lang überwundene Kulte). Auf die andere Seite wechselt Christine Schmitz („Ficta ... veterum mendaciua vatum – Maffeo Vegios hagiographisches Epos ‚Antonias‘ zwischen Polemik und Aneignung“) mit dem „christlichen Humanisten“ Vegio († 1458), der sich im Moment der Karrierechance an der Kurie von der Mythen-Allegorese ab und der moralisierenden Entlarvung als bewusste Lüge bei seiner „Reinigung“ der „Vita Pauli“ des Hieronymus von allen antikepischen Elementen durch Substitution durch christliche Motive (weiterhin in an der Antike geschulchten Formen unter Neuaneignung spätantik-christlicher Polemik) wandte. In der „Odyssea“ und (am Rande) in Wickrams „Metamorphosen“ unterscheidet Manfred Kern („Weltweise Fabeln / lüstlich und nützlich zulesen. Mythologie und Mythographie in Simon Schaidenreissers ‚Odyssea‘ [1537] und in Jörg Wickrams ‚Metamorphosen‘ [1545]“) Mittelalterliches und Neues in der Entgegensetzung von adaptierender Antikenrezeption und philologischer Textnähe. Über die wichtigsten Formen und Etappen der Metamorphosen-Verbildlichung in der für Experimente besonders fruchtbaren Zeit zwischen 1484 und 1513 nähert sich Gerlinde Huber-Rebenich („Ovids Göttersagen in illustrierten Ausgaben des 15. und 16. Jahrhunderts“) einem ganz anderen Medium: den Bildern, die sich die Zeitgenossen von den alten Göttern machten – in grundsätzlicher, aber nicht ungebrochener Tendenz von Totalassimilation über Befremden hin zu distanzierender Darstellung von Bildungsinhalten. – Die Bildquellen schlagen den Bogen zu den letzten drei Beiträgen, die der christlichen Sicht auf die Muslime in einer Zeit gewidmet sind, in der das Osmanische Reich als Bedrohung empfunden wurde. Lieselotte E. Saurma-Jeltsch („Muslime im Bild des Spätmittelalters. Unterschiedliche Blicke auf die ‚Anderen‘“) findet im Imaginaire des Orients wenig mimetische und stark topische Muslim-/Sarazenenbilder grundsätzlicher Wertfreiheit zwischen Verbreitung von wildem Schrecken oder aber Bewunderung für heldenhafte Kämpfer; nicht zuletzt hat sich keine eigene Ikonographie für Mohammed entwickelt. In einer Zeit, in der das Islambild des Westens ein vom Gefühl „akzellerierender Not“ geprägtes religiöses Türkenbild war und die Publizistik dem Schulterschluss der Christianitas diene, aber auch infolge der Reformation die Einheitsrhetorik verlorenging und große Schlachten Konjunktur hatten (Thomas Kaufmann, „Aspekte christlicher Wahrnehmung der ‚türkischen Religion‘ im 15. und 16. Jahrhundert im Spiegel publizistischer Quellen“), lassen sich zwei Muster der Einordnung der türkischen Religion finden: das seit der Spätantike etablierte häresiologische Muster, gerechtfertigt durch biblische Anspielungen im Koran und auf dessen Grundlage verfeinert und intensiviert, und die Erfahrungsberichte, in deren Rahmen nicht zuletzt die gefährlichen Attraktionsmomente der Türken verarbeitet wurden; auf Georgius de Hungaria folgte ab den 1540er Jahren der „Türkenexperte“ Bartholomäus Georgejevic. Schließlich plädiert Almut Höfert („Insana scabies et historia orbis terrarum. Die ‚religio turcarum‘ im Spannungsfeld zwischen häresiologischer und ethnographischer Tradition“) in kritischer Auseinandersetzung vor allem mit der Orientalismus-Debatte seit Edward Said und den Postcolonial Studies zur Vermeidung von Vorverurteilungen für einen intensiven Blick in jene ethnographischen Studien, die nicht teuflische Religion herausarbeiten wollten, sondern deren Ziel die epistemologische Erfassung der „Völker und Länder des Erdkreises im Namen des christlichen Gottes“ war – denen Wissen als *utile et dulce* galt, nicht allein als nützlich, sondern auch als interessant im Sinne der „lust of knowledge“ des Said-Kritikers Robert Irwin –, genauer in die elf am häufigsten gedruckten Diplomatenberichte des

16. Jahrhunderts. – Register der Orte und geographischen Bezeichnungen sowie Personen schließen einen stellenweise zwar heterogenen, aber dennoch sehr spannenden Band ab.

Felicitas Schmieder, Hagen

Häberlein, Mark / Christian Kuhn / Lina Hörl (Hrsg.), Generationen in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten (ca. 1250–1750) (Konflikte und Kultur, 20), Konstanz 2011, UVK, 220 S. / Abb., € 29,00.

Der zu besprechende Band, aus einer Tagung des Bamberger Graduiertenkollegs „Generationenbewusstsein und Generationenkonflikte in der Antike und im Mittelalter“ entstanden, setzt sich ein doppeltes Ziel: Generationengeschichtliche Ansätze sollen einerseits mit den Perspektiven der nach wie vor florierenden Stadtgeschichtsforschung zusammengeführt werden, andererseits soll ihr spezifischer Erkenntniswert für die Beschäftigung mit vormodernen Gesellschaften unter Beweis gestellt werden, kommen doch Generationenkonzepte bislang vornehmlich in Arbeiten zum 19. und 20. Jahrhundert zum Einsatz. Dass es freilich nicht einfach ist, von einem fest umrissenen Generationenbegriff in der historischen Forschung zu sprechen, macht die knappe Einleitung der Herausgeber deutlich. Als „Generationen“ lassen sich sowohl bestimmte Alterskohorten mit ähnlichen ‚objektiven‘ Lagemerkmalen als auch – im Anschluss an Karl Mannheim – Gruppen mit einem generationellen Zusammengehörigkeitsgefühl beschreiben. Generationengeschichtliche Ansätze können somit auch in ganz unterschiedlichen Kontexten und mit divergierenden Erkenntnisinteressen Verwendung finden: bei Arbeiten zu sozialer Mobilität und historischer Demographie, in der Familien- und Verwandtschaftsforschung, bei Studien zu Sozialisation, zu Erinnerungskulturen, zur Erbpraxis usw. Aus diesem Grund wird auf einen einheitlichen, allen Beiträgen gemeinsam zugrunde gelegten Generationenbegriff verzichtet, auch wenn sich die Autoren der einzelnen Aufsätze zuvörderst für generationelle Selbstdeutungen und Generationenbewusstsein interessieren. Dem Begriff der vormodernen Stadt wird hingegen in der Einleitung keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und ihm wird kein heuristisches Potential zugewiesen; gemeinsam ist den Themen der Beiträge lediglich, dass sie „in verschiedenen urbanen Kontexten“ (20) zu verorten sind.

Der Großteil der Beiträge beschäftigt sich im Sinne eines diachronen Generationenverständnisses mit Konstellationen von Abstammung und Verwandtschaft, so dass Fragen nach generationeller Kontinuität (und Diskontinuität) im Zentrum stehen. So zeigt Benjamin Scheller, dass die Nachkommen der um das Jahr 1292 konvertierten Juden im süditalienischen Trani bis zum Ausgang des Mittelalters als eigenständige Gruppe der „Neofiti“ verstanden wurden, wobei die Zuschreibung von Differenz zunächst auf vermeintlich besonderen religiösen Praktiken, die intergenerationell weitergegeben worden seien, beruhte, später jedoch unter Einfluss der spanischen „limpieza de sangre“ biologisch konzeptualisiert wurde. Heinrich Lang verdeutlicht u. a. anhand bestimmter Kunstwerke den Zusammenhang von Patronage und patrilinearem Generationenverständnis bei den spätmittelalterlichen Medici, was ein interessantes Schlaglicht auf die Dynastiebildung der Florentiner Stadtherren wirft. Christian Kuhn veranschaulicht die Komplexität des Generationendiskurses in den Werken Leon Battista Albertis und in der Nürnberger Familiengeschichtsschreibung des Christoph Scheurl und weist auf die Verschränkung der Argumentation mit Abstammung, Tugend und Schicksal bei der Begründung familiärer Kontinuität hin. In welcher Weise die Vater-Sohn-Beziehung im Augsburg des frühen 17. Jahrhunderts thematisiert wurde, analysiert Mark Häberlein anhand der Korrespondenz des Patriziers Friedrich